

Laura Doermer
Trappentreu
Roman einer Familie

Leseprobe



WALLSTEIN VERLAG



MARIE 1877

Sieht sie nun elegant oder einfach nur komisch aus, diese zwanzigjährige Frau mit dem seltsamen Kopfputz, der auf ihrem Haupt thront, als würde er jeden Moment abheben und durch die Luft segeln? Was verbirgt sich unter dem weißen Satinhütchen mit der breiten Krempe und der Federapplikation, die wie eine schwarze Rauchfahne aufsteigt? Luft? Oder hat sie ihren langen blonden Zopf dort verstaut? Wenn der Hut seine Trägerin optisch verlängern soll, dann hat er seine Aufgabe erfüllt: Hut und Federn sind zusammen noch einmal so lang wie das schmale Gesichtchen der jungen Frau, die ernst und etwas skeptisch in die Kamera blickt. Ihre rechte, in einem hellen Lederhandschuh steckende Hand hat sie soeben aus dem Persianermuff gezogen, während die linke noch drinsteckt, weniger aus Gründen der Kälte, denn im Fotoatelier dürfte eine zumutbare Temperatur geherrscht haben, sondern um der etwas steifen Zeremonie eine asymmetrische Natürlichkeit zu verleihen. Der dunkle Wintermantel ist auf Taille geschnitten, sein Revers und der hochgeschlagene Kragen sind mit Persianer besetzt.

Feingezeichnete Augenbrauen über wachen, forschenden und gleichzeitig etwas illusionslosen Augen, eine lange, gerade Nase, unter der ein etwas verkniffener Mund den Strich zieht. Der Mund sieht aus, als wäre ihm gerade eine Bemerkung entschlüpft, eine unpassende Bemerkung, über ein drückendes Korsett etwa, und als habe der Fotograf ihr ein Zeichen gegeben, still zu sein.

Wie kommt die Dienstbotin Marie Heim zu einer solchen Aufmachung? Sie hat nicht nur Spaß an Verkleidungen, sondern tendiert auch in gewisser hochstaplerischer Weise dazu, sich für etwas Besseres zu halten, wobei ihr die herrschaftliche Umgebung, in der sie als eine Art Kammerzofe arbeitet, als Vorbild

dient. Sie darf, da sie eine Vertrauensstelle innehat und dieselbe schlanke Figur besitzt, die abgelegten Kleider der gnädigen Frau auftragen.

Was jedoch den Persianermantel betrifft, ein ungewöhnlich kostbares und der Mode vorausseilendes Mitbringsel Herrn von Lanzingers für seine Gattin aus Paris, so hat Marie Heim einen kurzen Ausflug ihrer Herrschaft nach Augsburg dazu genutzt, sich den Mantel samt einem aus den Schränken der gnädigen Frau wahllos herausgegriffenen Hütchen »auszuleihen« und damit ein Fotoatelier aufzusuchen. Es war nicht leicht, diese verbotene Handlung vor den Augen des übrigen Hauspersonals zu verbergen. Sie packte Mantel, Hut, Muff und Handschuhe in eine große Reisetasche und sagte, sie habe von der gnädigen Frau den Auftrag erhalten, ein paar Stücke zur Schneiderin zu bringen. In einem wenig frequentierten Flur des Hofbräuhauses zog sie sich dann um, bevor sie den Mann traf, dessen nachlässig zugeknöpfter Umhang im Hintergrund des Bildes zu sehen ist.

Sie ist wieder gertenschlank, nachdem sie im Januar 1877 ein Kind zur Welt gebracht hat, den kleinen Georg, der jetzt in Allersberg von den Großeltern aufgezogen wird. Niemand hat etwas von ihrer Schwangerschaft bemerkt, denkt sie, hofft sie. Niemand außer der gnädigen Frau, die ihre Verbündete ist. Jetzt ist alles vorbei, Gott sei Dank, und das Kind gut versorgt. Der Vater des Kindes, der Schreinergeselle Adam Fassbender, lässt mit der Heirat auf sich warten. Sie weiß nicht, warum sie sich mit ihm eingelassen hat. Liebe war es nicht, eher Neugier. Jetzt hat sie kaum mehr Chancen bei anderen Männern. Kein Mann will sich mit einem fremden Bankert abmühen.

Der Mann im Hintergrund hat sie mit einer dubiosen Geldanlage um ihr Ersparnis gebracht. An dem Tag, an dem das Foto entsteht, weiß sie noch nichts davon, aber später, wenn ihr das Ausmaß des Betruges bewusst wird, wird sie eine Schere nehmen und seinen Kopf vom Foto abtrennen.

Bei ihrem Begleiter handelt es sich um eine flüchtige Bekanntschaft. Sie hält ihn wegen seiner eleganten Aufmachung

für »etwas Besseres«. Ihre flüchtige, erst einen Monat alte Bekanntschaft begann am Nymphenburger Kanal, wo er sie beim Entenfüttern beobachtet hat. Bei einigen gemeinsamen Spaziergängen erschlich er ihr Vertrauen, woraufhin sie ihm ihr ganzes Erspartes anvertraut hat, für eine »todsichere Anlage«, wie er sagte. Sie hat ihn in der Folge zu diesem Foto überredet, um den Schreinergesellen Adam Fassbender unter Druck zu setzen, dem sie mit diesem Foto beweisen will, dass sie auch Chancen bei anderen Männern hat. Sie will ihn eifersüchtig machen, um ihn zur Ehe zu bewegen. Denn sie möchte einen Ring am Finger tragen, um der Schande zu entgehen. Ihren eleganten Begleiter wird sie nur noch einmal sehen, im Hofgarten, und er wird ihr etwas verlegen mitteilen, dass die Gesellschaft, bei der er ihr Geld angelegt hat, in Konkurs gegangen ist.

Marie Heim mit dem feinen Gesichtchen und den grauen Augen gelang es nie, auf die Sonnenseite des Lebens zu kommen. Das fing schon mit ihrer Geburt an. Ihre Mutter, die Tagelöhnerin Lena Heim geborene Schroll, war mit einem Fuder Heu von Allersberg nach Asbach unterwegs, als die Wehen einsetzten. Zugleich zog ein Gewitter auf. Während sie versuchte, den Arbeitsochsen zu einer schnelleren Gangart zu bewegen, sprang der eiserne Reifen von der rechten Felge des Karrens ab, worauf das hölzerne Rad entzweibrach. Sturm peitschte übers Land, weit und breit war kein Unterschlupf zu finden. Sie hielt den Ochsen an und kroch unter den Wagen, um Schutz vor dem Regen zu finden. So lag sie etwa eine halbe Stunde lang, während die Wehen in kürzeren Abständen kamen und der Feldweg unter ihr immer mehr zu einem wütenden Bach wurde. Zu ihrem großen Glück kämpfte sich ein zweites Fahrzeug durchs Unwetter und blieb neben ihr stehen. Ein Mann und eine Frau sprangen herunter, hievten Lena auf den Kutschbock und leisteten dort Geburtshilfe. Da sie keine Erstgebärende, sondern bereits vierfache Mutter war, fiel ihnen das Kind geradezu entgegen und wurde sofort von einem Regenschauer übergossen. Sie reinigten es mit einem Büschel Heu von Schleim und

Blut, nicht anders als ein kleines Kälbchen, und da sie mit Geburten wenig Erfahrung hatten, legten sie Mutter, Kind und Nachgeburt auf ihr eigenes Fahrzeug und fuhren zurück nach Allersberg, wo die Hebamme Zerkübel die Nabelschnur durchtrennte und dafür sorgte, dass alles seinen normalen Verlauf nahm.

Die Mutter bat darum, man möge ihrem Ehemann, dem Tagelöhner und Fabrikarbeiter Josef Heim, das Geschlecht des Kindes vorerst noch verschweigen. Denn es war das fünfte Mädchen, und sie konnte sich die an Überdruß grenzende Enttäuschung auf seinem Gesicht ausmalen. Nicht dass ein Hoferbe erwartet worden wäre. Ein Tagelöhner hat gewöhnlich nichts zu vererben, am allerwenigsten Grund und Boden. Aber die Nachbarn zerrissen sich schon das Maul über ihn. Was war das für ein Mann, dem es nicht gelang, einen Sohn zu zeugen? Und der Name Heim, er würde erlöschen, wenn kein Stammhalter käme.

Die Hebamme brachte Mutter und Kind nach Hause und legte sie zur Ruhe. Eine Nachbarin kam mit einer Schüssel Kindsbettsuppe, um die Wöchnerin zu stärken. In der Suppe schwammen Leber- und Grießklößchen – ein seltener Festschmaus.

Die kleine Marie, denn auf diesen Namen wird sie getauft werden, war sorgfältig verpackt, wie ein Fatschenkind. Einen Tag lang spielte Lena die erschöpfte, unansprechbare Wöchnerin, die zu schwach zum Reden war. Als sie schlief, griff der ungeduldige Vater zur Selbsthilfe und wickelte das Marienbündel heimlich aus. Er hatte es schon geahnt. Wieder ein Mädchen, ein dünnes, schwächliches Geschöpf. Er fragte sich, womit er das verdient hatte. Leise vor sich hin fluchend, nahm er seinen Hut und ging in den »Schwarzen Adler«, um die Enttäuschung in Bier zu ersäufen.

Allersberg war damals, um 1850, ein kleiner Marktflecken mit etwa 1400 Seelen. Ja, die Chronik spricht von Seelen, nicht von Menschen. So, als wären deren Erdentage gezählt, als wür-

den sie mit ihren Seelenflügelchen bereits im Jenseits schweben. Die Kirche sorgte dafür, dass sie diesen Gedanken nie aus dem Kopf verloren. Das Wort Seele sollte die Menschen an ihre Vergänglichkeit erinnern. Und vergänglich waren sie alle, sehr viel schneller spulte sich damals ihr Lebensfaden ab. Die winzigen Kindergräber neben der Kapelle von St. Sebastian zeugten davon. Marias ältere Schwester Sepha wird das sechste Lebensjahr noch nicht erreicht haben, wenn man ihren schwächtigen Leichnam dort beisetzen wird.

Allersberg war nicht nur Markt-, sondern auch eine kleine Industriestadt. Bereits Ende des 17. Jahrhunderts war dort ein Fabrikationszweig entstanden, der den Ort entscheidend prägte: Der Leonische Drahtzug. Ein Großteil der Bevölkerung von Allersberg und Umgebung hatte in irgendeiner Weise mit dem Leonischen Drahtzug zu tun.

Marias Eltern waren Tagelöhner, so wie deren Eltern bereits Tagelöhner gewesen waren. Sie kannten nichts anderes und waren deshalb zufrieden. Der Wohlstand blieb ihnen versagt, und wahrscheinlich hätten sie mit Wohlstand gar nichts anfangen können, so verhaftet waren sie ihrem Arme-Leute-Leben. Sie wohnten mit den fünf Kindern zur Miete in einem winzigen Häuschen in der Vorstadt, aßen von einem Holztisch, in dessen Mitte eine Kuhle war für das tägliche Mus. Sie schliefen auf Strohsäcken, die jeden Spätsommer ausgeleert und mit frischem Stroh gefüllt wurden. Sie hatten ein Sonntags- und ein Werktagsgewand, waren gottesfürchtig, abergläubisch und obrigkeitshörig. Ihr Tagelöhnerleben lief neben den anderen Tagelöhnerleben dahin wie eine Ackerfurche neben der anderen. Keine Katastrophen säumten ihren Weg, abgesehen davon, dass sie früh zwei ihrer Kinder verlieren sollten, die fünfjährige Sepha an der Halsbräune und die achtjährige Walburga am Wechselfieber.

Eine Veränderung zum Besseren trat ein, als Vater Heim eine Arbeit in der Gilardischen Drahtzieherei fand. Er verließ jeden Morgen um halb sieben Uhr das Haus und begab sich zum

Fabrikgebäude am Zwischenmarkt. Zusammen mit anderen Kollegen musste er an einer großen Winde drehen, mittels derer ein Schubboden hin- und herbewegt wurde. Diese Bewegung ermöglichte es anderen Kollegen, die feuervergoldeten oder -versilberten Kupferstangen nacheinander durch immer kleiner werdende Löcher zu ziehen, bis sie etwa Strohhalmdicke erreichten.

Die Feinarbeit übernahmen dann die Stückwerker in Heimarbeit. Dabei wurde der Draht von einer Rolle abgespult, durch ein Zieheisen gezogen und wieder aufgewickelt. Oft musste der Draht bis zu seiner endgültigen Stärke durch 140 Löcher gezogen werden. Der so fertige feine Draht wurde dann auf kleine Spulen gesponnen, und das erledigten meistens die Frauen in Heimarbeit.

Lena war so eine Heimarbeiterin. Am Abend saß sie bei Talglicht in der Wohnstube und wickelte die feinen Fäden auf eine Spule. Die Kinder schauten ihr dabei zu, und es war in ihren Augen nicht anders, als würde die Königstochter aus Rumpelstilzchen Stroh zu Gold spinnen. Die Goldfäden blitzten in der dunklen Stube auf und erweckten den Eindruck, als habe der Reichtum Einzug gehalten.

Tatsächlich kam jetzt zu den Festtagen manchmal ein gefülltes Kalbswänstlein auf den Tisch. Es galt, sieben Mäuler zu stopfen. Die Mäuler hießen Lena, Josef, Cäcilie, Veronika, Walburga, Sepha und Marie.

Lena war eine gute Mutter, die von morgens bis abends um das Wohl ihrer Familie besorgt war. Gleich nach der Schneeschmelze arbeitete sie als Tagelöhnerin auf den Feldern. Da sie stark wie ein Mann war, wusste sie den Pflug zu führen und das Saatgut auszubringen. Die Mädchen liefen wie eine Schar Hühner hinter ihr her, immer auf der Suche nach Abenteuern, die ein Acker bot: Eine alte Kartoffel, ein kreisrunder Kiesel, eine tote Maus. Um die Mittagszeit breitete Lena ein Sackkleinen aus, und sie aßen ihr Brot und tranken aus einem Krug frisches Wasser. Dann schliefen die Kleinen, während die Großen am

Ackerrand Wegwarten einsammelten, aus deren Wurzeln die Mutter ihnen am Abend eine Art Konfekt zubereitete. Sie kochte sie weich, nahm zu einem Pfund Wegwarten ein Viertel Zucker, den sie mit einem Eiweiß läuterte, und ließ die Wegwarten darin sieden, bis die Masse dick wurde.

Marie saß oft auf dem Stubenboden und ließ die feinen Drähte durch ihre Finger gleiten. Die Drähte, das wusste sie schon früh, würden in die Gilardische Fabrik zurückkehren und von dort aus die Reise in die großen Städte antreten, wo die Näherinnen auf sie warteten, um mit ihnen die Gewänder der feinen Herren und Damen zu besticken. Sie würden die Mäntel der Bischöfe zieren, die kostbaren Altardecken und die Röcke der Prinzessinnen. Blumen, Glocken, Blätter und Vögel würden aus den Goldfäden entstehen.

Die fünf Schwestern bildeten, bevor der Tod zwei von ihnen hinwegraffte, zwei kleine Gemeinschaften. Für Cäcilia, Veronika und Walburga war die Kindheit kurz. Mit Beginn der Schulzeit wurden sie beinahe übergangslos der Erwachsenenwelt einverleibt. Sie übernahmen Pflichten, die sie auf ihr künftiges Arbeitsleben vorbereiteten. Dazu gehörte das tägliche Ausfegen der Wohnstube, das Kochen des aus Heublumensud, Kartoffeln und Rüben bestehenden Schweinefutters, das Füttern der Hühner und das Wasserholen am Dorfbrunnen. Sie begleiteten, kaum dass sie von der Schule zurückkamen, ihre Mutter zur täglichen Arbeit, halfen je nach Jahreszeit beim Rübenziehen und beim Zupfen der Dolden von den langen Trieben des Hopfens. Sie breiteten die Wäsche, die Lena in Lohnarbeit wusch, auf den Wiesen entlang des Brunnbachs aus, und selbstverständlich waren sie schon früh mit der Drahtzieherei beschäftigt.

Anders die beiden Kleinen Sepha und Marie. Für sie war das Leben noch ein einziges Spielabenteuer. Sei es, dass es Lena an Zeit fehlte, sie in das familiäre Arbeitskarussell einzugliedern, sei es, dass sie ihnen eine möglichst lange Kindheit erhalten wollte: Sepha und Marie spielten hingebungsvoll mit ihren Puppen, die ihnen die Mutter aus alten Stoffresten genäht hatte, und am

allerliebsten waren sie Königinnen und die Puppen ihre Prinzessinnen, die sie mit Goldfäden umwickelten, auf Gold bettetten, unter Gold begruben, bis die Mutter sagte: »Bringt mer den Droht net durchernander!«

Marie war ein übermütiges Kind, eine Komödiantin, die mit dem Charme ihrer hellgrauen, an das Kleid einer Bachforelle erinnernden Augen jedermann um den Finger wickeln konnte. Sie war zierlich gebaut, schlug aus der Art, wie man sagte. Denn ihre Eltern waren eher vierschrötiger Natur. Ihre Körper hatten sich den harten Arbeitsbedingungen angeglichen, und das seit vielen Generationen. Manchmal sagte Vater Heim im Spaß zu seiner Frau: »Die Aug'n vo der Klann sin net vo mir. Und des Gschdell erscht recht net. Bist am End nem nausganga?«

Was alle mit leiser Sorge erfüllte, waren die plötzlichen und anscheinend grundlosen Stimmungsschwankungen, unter denen die Kleine litt. Manchmal füllten sich ihre Augen, wie von einem unterirdischen See gespeist, mit einer nicht enden wollenden Tränenflut. Sie ließ sich durch nichts trösten. Lena sagte dann immer, das hinge mit der Geburt im Regen zusammen. Das Kind wäre ja beinahe im Regen ertrunken, und es habe eben Wasser im Kopf, das von Zeit zu Zeit raus wolle.

Mit vierzehn Jahren war Marie ein hübsches, schlankes Mädchen, nach dem sich die Burschen umdrehten. Wenn sie zum Wasserholen ging, blieb sie oft länger aus, denn am Dorfbrunnen traf sich die Jugend, um sich schäkernd auf Abenteuer hin zu prüfen. Marie lachte viel, sie lachte die jungen Burschen aus. Wenn sie einer am Zopf zog, funkelten ihre Augen vor Schalk und Entrüstung, und sie sagte: »Lass mi in Ruh, du Dodl.«

Am Pfingstsamstag kletterten ihre Verehrer nachts heimlich auf das Dach ihres Elternhauses und steckten Birkenzweige in den Schlot, als Zeichen ihrer Zuneigung. Sie lachte sich halb kaputt und streckte ihnen die Zunge raus.

»Ihr kennt mer 'n Buckl norutsch'n.«

Aus Rache steckten ihr die Burschen in der nächsten Nacht einen Besen in den Schornstein. Ihre Schwester Vroni sagte:

»Wenn'st so weida machst, dann bleibst am End hock'n und werst a alte Jungfer.«

Marie gehörte jetzt, nachdem sie die Schule beendet hatte, auch zu den jungen Frauen, die in Heimarbeit die vergoldeten Drähte durch die Löcher zogen, bis sie fein genug waren, um auf Spulen gewickelt zu werden. Zusammen mit den Schwestern und der Mutter saß sie in der Stube und träumte von einem Prinzen, der sie auf sein Pferd hebt und mit ihr davonreitet.

»Was is?«, fragte Cäcilie. »Tramst wieder vor dich hi?«

Mit fünfzehn durfte sie, zusammen mit anderen Mädchen, einen Abend lang die Gäste in der Heckelschen Villa bedienen. Zum 150-jährigen Bestehen des Hauses gab die Familie ein großes Fest. In Allersberg wurden junge, hübsche Mädchen gesucht, die in der Küche und beim Servieren helfen sollten. Marie war stolz, dass man auch sie gefragt hatte. Bereits Wochen vor dem Fest konnte sie vor Aufregung kaum mehr schlafen, auch weil sie kein Gewand besaß, das dem hochherrschaftlichen Haus angemessen gewesen wäre.

Die Heckels, seit drei Jahren geadelt und mit den Gilardis verwandt, hatten ihr Vermögen ebenfalls mit dem Leonischen Drahtzug gemacht. Sie führten ein offenes Haus, in dem Gäste ein- und ausgingen. Für Marie war es das erste Mal, dass sie das Haus am Marktplatz betrat. Voller Scheu war sie immer daran vorbeigegangen und hatte auf dem Turm das Wahrzeichen der Drahtzieher, eine Madonna mit Strahlenkranz, bewundert.

Sie trug das Sonntagskleid ihrer Mutter, das ihr viel zu groß war und das die Mutter mit einigen flüchtigen Nähten ihr auf den Leib geschneidert hatte. Es war ein schönes Kleid, wie es die erwachsenen Frauen in der Gegend trugen – ein schwarzer bauschiger Rock, eine weiße Bluse und ein besticktes Mieder.

Zu Mittag hatte Marie dem Vater noch eine warme Graupensuppe in die Fabrik gebracht. Es war das erste Mal, dass sie in die Fabrik gegangen war, denn eigentlich war es Vronis Aufgabe, den Vater mittags zu versorgen. Sie hatte sich geschämt, als sie mit dem Topf durch die Halle ging, verfolgt von Männer-

blicken. Als sie ihren Vater sah, erschrak sie. Er drehte unter ungeheurem Kraftaufwand, zusammen mit drei anderen Arbeitern, an einer großen Winde, um die Schleppzangenbank zu bewegen. Sein Oberkörper war nackt, über seinen Rücken rann der Schweiß, und an seinen Schläfen zeigten sich Adern, die jeden Moment zu platzen drohten.

Daran musste Marie denken, als sie das Heckelsche Speisezimmer betrat, das groß wie ein Tanzsaal war. Die Gäste hatten bereits Platz genommen, lauter gepflegte Erscheinungen in Festgewändern. Sie war in der Küche zusammen mit den anderen Mädchen eingewiesen worden, wie man eine Suppenterrine hält und aus ihr mit einem Schöpflöffel die Suppe links vom Gast langsam und vorsichtig in den Teller gießt. Es war eine Marschallsuppe mit geröstetem Weißbrot, und Marie bemühte sich, auf nichts anderes als auf die Terrine und die Teller zu schauen, obwohl sie gerne einen Blick auf die Anwesenden, ihre Frisuren und den im Kerzenlicht funkelnden Schmuck geworfen hätte. Der köstliche Geruch der Suppe vermischte sich mit dem Parfumdunst, der von den Garderoben der Damen aufstieg. Sie hörte Worte, die sie nie vorher gehört hatte, feine Worte, die über die Tafel hin- und hergeworfen wurden wie glatte Kleinodien. Einer der Herren fragte sie, ob sie ihm noch etwas Toast bringen könne. Sie errötete tief, fühlte sich geehrt durch diese Aufgabe und eilte in die Küche. Der Koch legte ihr geröstetes Weißbrot in ein Körbchen und sagte ihr, sie solle sich beeilen, er brauche sie zum Gläserspülen. Auf dem Weg zu ihrem Gast trat sie aus Versehen auf ihren langen Rock. Sie verspürte einen heftigen Ruck am Bund und merkte, wie der schwarze Rock, das prächtige Stück, langsam über ihre Hüften zu Boden glitt. Zwei Mädchen, die mit gefüllten Weinkaraffen an ihr vorbeieilten, fingen zu kichern an. Nein, sie kicherten nicht, sie prusteten los und mussten ihre Karaffen abstellen. Nach und nach reckten auch die Gäste ihre Köpfe, um den Quell dieser Heiterkeit auszumachen. Marie stand in Beinkleidern da und starrte einen Moment lang ratlos vor sich hin. Über ihr Gesicht zog eine

flammende Röte, dann schossen ihr die Tränen in die Augen und hörten nicht mehr auf zu fließen.

Da stand eine der jungen Damen von der Tafel auf, legte Marie den Arm um die Schulter und führte sie weg. Marie erkannte in ihr Balbina von Heckel, jüngste Tochter des Hauses, die schon seit einiger Zeit nicht mehr in Allersberg lebte und wohl nur aus Anlass der Feierlichkeiten zurückgekommen war. Balbina wischte ihr im Flur die Tränen von den Wangen und sagte, das sei alles nicht so schlimm. Sie habe noch einige Kleider in ihrem Zimmer, die sie nicht mehr brauche und von denen Marie sich eines aussuchen könne. Schließlich hätten sie ja beinahe dieselbe Figur.

Tatsächlich öffnete sie in einem Zimmer im ersten Stock, vermutlich ihrem ehemaligen Jungmädchenzimmer, einen Schrank, zog ein Kleid nach dem anderen hervor und reichte es Marie, die sich in einem großen Spiegel betrachtete. Balbina erzählte, sie lebe seit zwei Jahren in München bei einer Tante, um in die Gesellschaft eingeführt zu werden und eine standesgemäße Partie zu machen. Nun, sie habe sich verliebt, werde demnächst heiraten und sich Baronin von Künigl nennen. Ihr Zukünftiger sitze übrigens unten an der Tafel zu ihrer Linken. Nein, sie brauche diese Kleider wirklich nicht mehr, und Marie solle sich das aussuchen, das ihr am besten gefalle. Sie könne es für immer behalten. Marie griff nach einem purpurroten Samtkleid mit schwarzer Spitzenrüsche und einem dezenten Blumenbukett am Ausschnitt. Es passte wie angegossen.

Als sie in den Saal zurückkehrte, klatschten ein paar Gäste. Sie hatte überhaupt das Gefühl, dass die Gäste sie voller Sympathie betrachteten. Wie beflügelt eilte sie in die Küche, ließ sich von den Köchen eine Silberplatte mit Croutons von Wildtauben-Salpicon beladen und fuhr fort, die Gäste zu bedienen. Während die Gäste sich über die Croutons hermachten, durften die Mädchen in der Küche von der übrig gebliebenen Marschallsuppe kosten. Es war nicht nur der feine Geschmack der Krebsklößchen und der Spargelspitzen, die auf Maries Gaumen

das Gefühl entstehen ließen, zu den Auserwählten zu gehören. Das festliche Gewand, in das sie geschlüpft war, nachdem sie ihre alte Hülle abgestreift hatte, ließ sie aus dem Kreis der übrigen Serviermädchen hervortreten und sich den erlauchten Gästen zugehörig fühlen. Ja, sie hatte bisweilen das Gefühl, sie gehöre zu den Töchtern des Hauses, könne nach Belieben in den Zimmern ein- und ausgehen, sich an den Schränken bedienen und, wenn die Zeit gekommen sei, in eines der weichen, luxuriösen Federbetten sinken.

In Allersberg herrschte Aufbruchstimmung. Die jungen Leute träumten davon, nach Amerika auszuwandern und dort ihr Glück zu versuchen. In Amerika, so hieß es, liege das Geld auf der Straße. Der Gedanke an Amerika machte Marie ganz schwindelig. Es musste nicht Amerika sein. München war kleiner und nicht so weit weg. Wie hatte Balbina gesagt? In die Gesellschaft einführen ... eine gute Partie machen ...

Von nun an weilten Maries Gedanken jeden Abend vor dem Einschlafen in der Stadt München, von der man die unglaublichsten Dinge hörte. Es sollte da eine Frau aus Eisen geben, die Bavaria, in deren Innerem man hochklettern und aus deren Augen man weit über die Dächer blicken konnte. Und auf der von König Ludwig erbauten Straße konnten zehn Kutschen nebeneinander fahren. Wenn sich in Allersbergs engen Gassen zwei Fahrzeuge begegneten, so fehlte es meistens an Platz zum Ausweichen. München war groß, es gab dort Arbeit, Kurzweil und die Aussicht auf ein immerwährendes Sonntagsleben. München war das Vorzimmer zu Amerika.

Jeden Abend redete Marie mit ihren Münchner Visionen ihre Schwester in den Schlaf. Die Vroni, die zuerst von München nichts hatte wissen wollen, spürte, wie eine träumerische Aussicht auf die Begegnung mit jungen, heiratswilligen Männern nach und nach von ihr Besitz ergriff. Sie war neunzehn Jahre alt. Die meisten Mädchen ihres Alters waren schon unter der Haube, aber von den in Betracht kommenden Allersberger Burschen gefiel ihr keiner.

Es dauerte noch Wochen, bis die Eltern sich mit dem Gedanken anfreundeten, ihre beiden Jüngsten nach München ziehen zu lassen. Vielleicht spielte bei ihrer Zustimmung eine Rolle, dass Ende August, selten genug für diese Jahreszeit, Allersberg und Umgebung von einem gewaltigen Unwetter heimgesucht wurde. Nach einem schwülen Spätsommertag verdüsterte sich binnen einer halben Stunde der Himmel und feuerte unter Blitz und Donner wahre Wurfgeschosse von Hageleiern ab, die innerhalb von Minuten den Landstrich in eine knöcheltiefe Eiswüste verwandelten. Die gesamte Obst- und Getreideernte wurde vernichtet, die Hopfenstangen glichen nackten Vogelscheuchen. Ein Gehöft wurde vom Blitz getroffen und brannte ab. Der Pfarrer wettete von der Kanzel, dies sei Gottes Strafe für das sündige Allersberg, das in Wahrheit Sodom und Gomorrha heiße.

Da meinte Lena, schlimmer könne es in München auch nicht werden, und gab ihren Segen für die Reise. Warum sollten die Mädchen nicht ihr Glück versuchen? Sie griff in ihren Sparstrumpf und trennte sich von einem Teil ihrer eisernen Reserven, um ihren Töchtern die ersten Wochen in der Fremde zu erleichtern. Sie schärfte der Vroni ein, Marie nicht aus den Augen zu lassen und sie von zwielichtigen Mannsbildern fernzuhalten. Sie beschwor sie auch, sich einen anständigen Beruf zu suchen und ihre Jungfräulichkeit für die Ehe zu bewahren.

Der Vater sagte: In Gottes Namen, jetzt, wo er zwei Mäuler weniger zu stopfen habe, könne er vielleicht die schwere Arbeit in der Drahtzieherei aufgeben und etwas anderes machen. Er habe da eine Idee. Dabei wischte er sich mit der Hand über die Augen und ging hinaus. Marie sagte sich im stillen, dass ihre unselige Eigenschaft, bei jeder Gelegenheit zu weinen, vom Vater komme und nicht von der Geburt im Regen. Sie hätte ihn gerne zum Abschied umarmt, so wie sie das bei den Heckels gesehen hatte, aber sie schämte sich und griff schnell nach ihrem Reisebündel. Es war vier Uhr morgens.

Leseprobe aus:

Laura Doermer

Trappentreu

Roman einer Familie

ca. 390 S., 23 Abb., geb., Schutzumschlag

ca. € 19,90 (D); € 20,50 (A); SFr 35,40

ISBN 978-3-8353-0206-8

Erscheint im August 2007

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2007

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der AdobeGaramond

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf

Druck: Elbe-Druckerei, Wittenberg

Lithografie: SchwabScantechnik, Göttingen

Foto: privat

ISBN 978-3-8353-0206-8